

DÜSSELDORFER MONATHEFTE

mit Illustrationen von

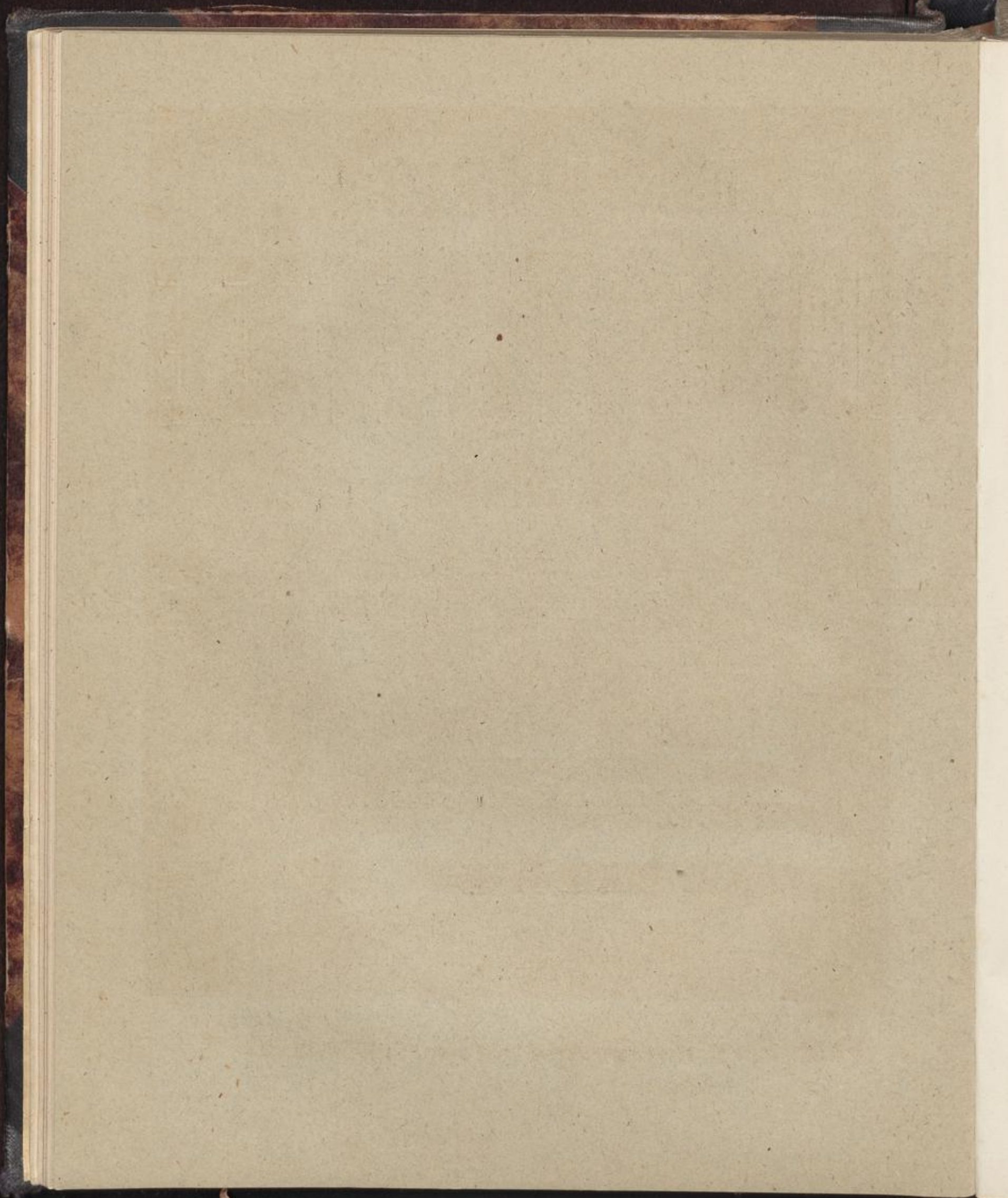
A. Achenbach, O. Achenbach, Beck, Beckmann, Camphausen, L. Des-Condres,
Erdmann, J. Fay, A. Flamm, Hofemann, Hübner, Jordan, Krafft, Lachenwiz,
Lessing, Leube, Lillotte, Meyer, von Normann, Reinhardt, Chr. Reimers,
Scheuren, Dr. Schröder, Schrödter, Sonderland, Süs, Ch. und F. Schlesinger,
Cidemand, Vantier, Wieschebrink, A. Wolff, A. v. Wille u. m. A.

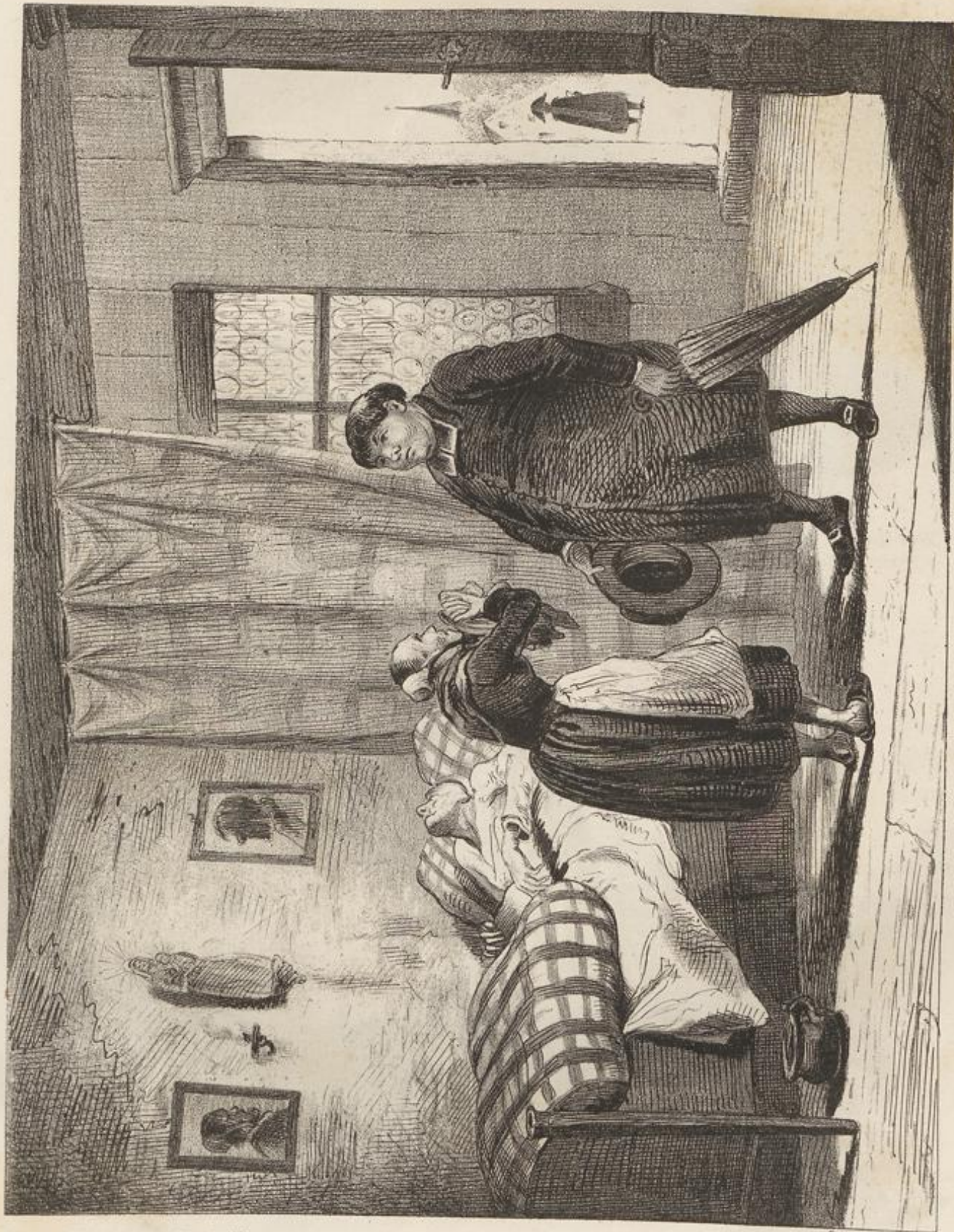
Redigirt von der Verlagsbandlung.

BAND X.

HEFT IX-XII.

Druck und Verlag von Arnz & Comp. in Düsseldorf.





Düsseldorf. Monat. 1857.

9

„Ach Gott Herr Vicarr — mein Mann ist todt! — — „Dabt Ihr denn keinen Arzt dazu gerufen?“ — — Ne — er ist ganz von selbst gestorben.



„Was sagen Sie, fünf Soldaten sind auf dem Exercierplatz mit dem Schwert gerichtet worden, das kann ich nicht glauben!“
— Wenn's nicht wahr ist, soll dies Glas Bier mein Tod sein, ich habe ja der Execution als Augenzeuge beigewohnt! —



Wie die fünf Soldaten auf dem Exercierplatz mit dem Schwert gerichtet wurden.

„Verzeig'ns, Herr
Kutscher, was is'n dös
for a Gebäud?"

— Na, was soll
es anders sind als det
Museum. —

„Museum, was is
dös?"

— Na, Museum
det is wenn 'ne Schild-
wache vor die Thüre
steht und wo man nich
alle Tage rin darf.



Amtmann: Nun,
Johann Hinrich Bul-
lenmeller, Sie haben
ja auf dem abge-
brannten Hofe als
Knecht gedient. Kön-
nen Sie dem Berichte
vielleicht Auskunft
geben, wie das Feuer
ausgekommen ist?

Knecht. Wie dat
auskommen is? —
Ausgesprigt ho-
ben se's.



Lieber Victor, du mußt immer recht brav sein, denn wer nicht artig ist — kommt in die Hölle, wo
Geulen und Zähnlappern sein wird! — —

„Mama — du kommst gewiß in den Himmel, denn du kannst doch mit deinen falschen Zähnen nicht
flappern!“ — —

P o i n s i n e t .

Die Phantasie wird stets von der Natur über-
troffen und kein Dichter erfindet Situationen und
Originale, die sich nicht in der Wirklichkeit vorfinden.
Cervantis und Scarron's komische Gebilde,
so übertrieben komisch sie auch sind und so wenig
ihre Existenz uns möglich erscheint, werden vor der
ungeschminkten Wahrheit erblaffen, mit der wir den
Leser zu unterhalten gedenken. Hätte der unsterb-
liche Cervantis das Leben Poinsinet's beschreiben
können, es wäre ein Buch geworden darob die
ewigen Götter in ein homerisches Gelächter aus-
gebrochen wären.

Poinsinet war ein mittelmäßiger Dichter, der
in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in
Fontainbleau geboren wurde, und dessen Namen
weniger seiner Werke, als seiner großen Einfalt und
Leichtgläubigkeit wegen auf die Nachwelt gekommen
ist. Seine Freunde erlaubten sich mit ihm aller-
hand Poffen und lustige Streiche und soll durch ihn
sogar die französische Sprache mit einem neuen
Worte mystifizir und mystification, was so viel
heißen sollte, als jemand wie Poinsinet zum besten
haben, bereichert worden sein. Sein böses Gesirn
hatte ihn in die Hände einer Gesellschaft Spötter
und lustiger Köpfe geliefert, die unbarmherzig mit
ihm umgingen, und sich Alles gegen ihn erlaubten,
wozu seine Einbildung, Einfalt und Leichtgläubig-
keit, die man mit Recht ohne Gleichen nennen kann,
ihnen Stoff und Gelegenheit darbot.

Poinsinet hatte eine außerordentliche Meinung
von sich. Sein ganzes Wesen war von dem Stolz
eines Zwerges beherrscht, der sich zu vergrößern
glaubt, wenn er auf den Fußheben geht. Selbst
seine äußere Gestalt trug das Gepräge des Lächer-
lichen. Seine großen, hervorstehenden Augen drehten
sich mit wunderbarer Schnelligkeit in seinem Kopfe
herum. Der Ton seiner Stimme war der eines
verunglückten Haupt- und Staats-Actions-Tragikers.
Seine kurzen, runden und dicken Beine schienen gar
nicht gemacht, Stützen eines menschlichen Körpers
zu sein, und dennoch würde ihm Niemand haben
ausreden können, daß er der zierlichste Tänzer in
ganz Paris sei.

Er schrieb ein Lustspiel für das Theatre français,
es wurde aufgeführt und ausgepiffen. Poinsinet
hatte den Aerger, seinen eigenen Vater unter die
Ausspießenden zu erblicken. Aber noch ärgerlicher
war es ihm, daß er, im Vertrauen auf die Ein-
nahme des durchgefallenen Stückes, die ganze Ge-
sellschaft seiner verpfändenden Freunde zum voraus
zu einem großen Souper eingeladen hatte. Er
wendete sich in seiner Verlegenheit an das Oberhaupt
der Spötter und bat ihn um einen Geldvorschuß.
Dieser beklagte, daß er jetzt gänzlich von Geld ent-
blößt sei, that aber als ob er sich den Kopf zer-
bräche, wie er ihm welches verschaffen könne. Endlich
schlug er ihm vor, zum Direktor Servandoni zu
gehen, und sich bei ihm für die Rolle des Cerberus
in dem Ballet Aeneas Höllenfahrt zu engagiren.
Er setzte hinzu, da Servandoni ihn nicht kenne und
die Sache nie verrathen werden könne, so dürfe sich

Poinsinet nicht scheuen, seine Zuflucht zu diesem
Mittel zu nehmen. Er habe hier sogar Gelegenheit
Talente zu zeigen und in der Pantomime der Ballet-
Ungeheuer der Schöpfer eines neuen Genres zu
werden. Glückte ihm dieses, so würde sein Enga-
gement nicht nur bis Ostern dauern, sondern es
könne für ihn sogar die Quelle eines beständigen
Einkommens werden, wenn er, unter dem Siegel
des Stillschweigens auch in der Opera Monstra-
spiele. Poinsinet fand den Einfall vortrefflich und
schwur, daß er die Cerberusrolle zu einer Charak-
terrolle umschaffen wolle. Sein Engagement wurde
abgeschlossen und ihm als Honorar für jede Vor-
stellung ein Thaler bewilligt. Anfangs that er Bun-
der, als er aber seine drei Köpfe in der Hitze des
Spiels zu heftig schüttelte, und ihm die Maske vom
Gesicht fiel, wurde er erkannt und ausgepiffen. Beim
Hinausgehen versicherte ihm sogar ein Zuschauer,
daß er seine Rolle ganz verhungt, und statt eines
guten Höllenhundes einen gemeinen Gassenhund ge-
macht habe.

Poinsinet versuchte nun sein Glück mit einer
komischen Oper. Der Erfolg glich dem vorigen.
Er schob alle Schuld auf einen anderen Dichter, mit
dem er sie gemeinschaftlich compilirt hatte. Eine
Schauspielerin nahm die Parodie jenes Dichters.
Poinsinet antwortete durch eine Stichelei auf die
Keuschheit der schönen Vertheidigerin, und die Actrice
durch eine derbe Ohrfeige. Der kleine Mann ge-
rieth in Harnisch und forderte den Dichter heraus,
weil er wußte, daß er ein sehr kurzes Gesicht hatte,
und sich schmeichelte, mit ihm bald fertig zu werden.
Raum hatte er aber seinen Degen gezogen, so hatte
der andere seine Fognette aus der Tasche und ver-
setzte ihm, ohne das Glas vom Auge zu bringen,
zwanzig wohlgezuckte Stockschläge. Der Lampen-
putzer brachte endlich mit einem Rehrbesen beide
Kämpfer von einander.

Eines Tages lud die Gesellschaft der Spötter
Poinsinet zu einem Souper bei Mädchen ein, die
nicht im besten Ruf standen, die man ihm aber als
Damen von Rang und Ansehen schilderte. Die
eine, setzte man hinzu, sei die Geliebte eines Offi-
ziers der Garde. Poinsinet war außer sich, in so
guter Gesellschaft zu speisen. Er spannte seinen
Witz auf die Folter, um recht liebenswürdig zu
scheinen, und die Mädchen, die ihre Rolle vortrefflich
spielten, herauschten seine Eigenliebe durch die über-
triebensten Lobsprüche. Alles was er sagte, wurde
bewundert und beklascht, er führte allein das Wort,
recitirte und deklamirte viele seiner Gedichte und
schwamm in lauter Wonne und Entzücken. Plötzlich
hörte man einen großen Lärm an der Hausthüre.
Eine der Damen stellte sich sehr verlegen und er-
schrocken, was dem kleinen, furchtsamen Mann den
Angstschweiß auspreßte. Sein Schrecken vermehrte
sich, als der gefürchtete Offizier in den Saal trat,
mit großen Schritten auf und abging, und der gan-
zen Tischgesellschaft wüthende und eifersüchtige Blicke
zuwarf. Einer der Gäste ersuchte ihn Platz zu
nehmen, allein seine Antwort war ein Donnerschlag

für Poinfinet, der nicht ahndete, daß er seine Wuth gerade an ihm auslassen würde. Er antwortete mit bebender Stimme, daß er nicht gewohnt sei, sich nach Tische zu schlagen, daß er allen möglichen Respect für die Herren Offiziere von der Garde hätte u. s. w. Der Offizier hatte alle Mühe das Lachen zu verbeißen, verließ endlich den Saal und schwur, daß er ihn wohl zu finden wissen würde.

Der Vorfall schien die Lustigkeit der ganzen Gesellschaft gestört zu haben, und man dachte an's Weggehen. „Aber meine Herren,“ sagte der furchtsame Dichter zitternd, „wenn der Todtschläger uns auf der Treppe aufspäht?“ Man lobte seine Vorsicht und that, als ob man mit der größten Behutsamkeit hinunterginge; unser kleiner Mann war jedoch klüglich der Letzte. Kaum war er auf der Straße, als er mit einmal eine Menge bloßer Degen um sich her erblickte, die sich vor, hinter und neben ihm kreuzten. Er selbst zog seinen Degen, freilich mehr im Schrecken, als um sich zu vertheidigen. Auch hielt er ihn unbeweglich in der Hand und erwartete in ängstlicher Betäubung, wach ein Ende das Trauerspiel für ihn nehmen werde. Nacht und Entsetzen hatten ihn so verblüfft gemacht, daß er keinen einzigen von den Gästen erkannte. Das Geklirr der Degen lockte die Nachbarn an die Fenster und man fing an nach der Wache zu rufen. Der Ausgang des Spafes konnte also ernsthafter werden, als man wünschte. Einer ergriff daher Poinfinet beim Arm und führte ihn mit sich in eine andere Gasse. Hier zog er ihn in einen Winkel und raunte ihm geheimnißvoll zu: „Zum Teufel, Freund! Welch einen Stich hast du dem Offizier versetzt! Der hat auf ewig genug. Laß uns auf unsere Sicherheit denken, denn es ist nicht klug, sich des Nachts bei einem todtten Körper antreffen zu lassen.“

Wer sollte es glauben? Der kleine Renommist der noch vor Furcht zitterte, wurde gleich so fest überzeugt, daß er voller Freude antwortete: „Du hast es also gesehen, Freund? Du hast es gesehen?“ Man führte ihn im Triumph fort und sprach von nichts, als von seiner Tapferkeit und der fürchterlichen Quarte, die er seinem Feinde beigebracht habe, und dann erkundigte man sich auch, ob er sich bei dem Kampfe verwundet habe. Einer von der Gesellschaft nahm ihn mit sich in sein Haus, und kaum war er eingeschlafen, so durchsuchte und zerfetzte man seine Kleider. Den anderen Morgen beim Erwachen ermangelte man nicht, ihn an das fürchterliche Abenteuer der gestrigen Nacht zu erinnern. Man setzte hinzu, daß er nur durch ein Wunder aus einem so hitzigen Gefechte ohne Wunden davon gekommen wäre, und daß sein Rock ganz durchlöchert sein müsse. Der kleine Mann besichtigte ihn sogleich und sank beim Anblick der Gefahr, in der er sich befunden, fast in Ohnmacht. Aber nun war die Frage, was man in Paris von dem Tode des Offiziers sagen würde? Man that äußerst besorgt, ging aus, um Erkundigungen einzuziehen, und brachte sehr traurige Nachrichten zurück. Man hätte Verdacht, wer der Thäter sei, und viele Leute im Palais-Royal behaupteten sogar, daß es, bei der bekannten Stärke und Tapferkeit des Getödteten, nothwendig ein Neuschelmord gewesen sein müsse. Die Schaarwache zu Fuß und zu Pferde wäre daher Tag und Nacht

auf den Beinen um den Mörder aufzusuchen. — Poinfinet war mehr todt als lebendig, und kam auf den Einfall, um den Nachstellungen der Justiz zu entgehen, sich zu St. Lazare — einem bekannten Zucht- und Armenhause — einsperren zu lassen.

Er bat einen seiner Freunde, ihn in dieses Haus der Buße zu führen, und ihn dort für einen seiner Verwandten auszugeben. Der Gedanke schien allen so komisch, daß man ihn wirklich nach St. Lazare brachte. Poinfinet warf sich dem Vorsteher zu Füßen und flehte ihn um die Barmherzigkeit an, in sein Haus eingesperrt zu werden. Der angebliche Verwandte fügte seine Bitten zu den seinigen und äußerte, einige Monate Züchtigung würden den jungen verirrtten Menschen wieder auf den guten Weg bringen; schon seine Reue beweise, man müsse an einem Taugenichts nie verzweifeln. Der Vorsteher gestand, daß das Gesicht des Schuldigen hinlänglich wider ihn zeuge und daß er allerdings der Züchtigung zu verdienen scheine, der er sich unterwerfen wolle, daß man ihn aber ohne einen Ministerialbefehl zu St. Lazare nicht aufnehmen könne.

Poinfinet, voller Verzweiflung, beschloß, Frankreich zu verlassen, und da er sich ganz nahe an der Foire St. Laurent befand, hoffte er, der Schauspiel-direktor Normet würde ihm, als einem seiner Auktoren, etwas Reisegeld vorschließen. Man bestärkte ihn in dieser Meinung. Kaum war er aber auf dem Wege, als ein vorgeblicher Exempt des Gerichts der Marschälle von Frankreich, mit einem Steckbrief in der Hand, den er zu lesen und mit Poinfinets Figur zu vergleichen schien, ihn gefangen nahm. Halb ohnmächtig fragte ihn der kleine Mann mit schwacher Stimme, welches die Ursache seiner Verhaftung sei, worauf ihm jener erwiderte: „Weil Sie mein Herr, gestern Abend in der Straße St. Honore einen Offizier der Garde ermordet haben, aber,“ fügte er hinzu, „ich hoffe, Sie sollen künftigen Dienstag gehangen werden.“

Es war ein Sonnabend und der kleine Mann, der nur noch drei Tage zu leben hatte, erkundigte sich, wo man ihn hinführen würde. „Bis Abends 7 Uhr,“ antwortete der Exempt, „will ich mit Ihnen gehen, wohin Sie wollen, aber später muß ich Sie auf's Chatelet bringen!“ Poinfinet bat ihn, ihn nur in's Palais-Royal zu führen. Er hoffte dort einige seiner Freunde zu finden, die ihm in dieser bösen Sache mit Rath und That beistehen könnten. Er fand sie auch, wie man leicht denken kann, denn alles war ja verabredet, ohne daß er es mutmaßte.

„Dienstag werde ich gehangen werden, raunte er dem einen in's Ohr, und hier ist mein Wächter.“ „Dienstag gehangen? das dünkt mir ein wenig zu eilig und fast unmöglich.“ Und doch ist nichts gewisser, lieber Freund; die Justiz der Marschälle von Frankreich ist prompt; keine befördert schneller: bei Ihnen ist nie die Rede von Gnade.

Poinfinet sagte dieses in dem überzeugtesten Ton, und wiederholte eigentlich nur, was sein Begleiter ihm unterwegs vorgeschwaßt hatte. Er bat inständig um Gift, weil er sein Lebtag einen unüberwindlichen Widerwillen gegen das Erdrosseln gehabt habe. Manchmal schien er sich in sein Schicksal zu ergeben und wünschte nur, daß die Hinrichtung im Geheimen geschehen und seine Familie so viel Credit haben

möchte, die Bekanntmachung seines Urtheils zu hinterreiben. Was ihm aber am meisten peinigte war der Gedanke: nach seinem Tode auf die Anatomie zu kommen. Er konnte die Vorstellung, als Leichnam sociert zu werden, nicht ertragen. Die Gesellschaft der Spötter benutzte augenblicklich seinen panischen Schrecken, ihm vorzustellen, daß er sich nicht schmeicheln dürfe, daß mit ihm eine Ausnahme gemacht werden würde, da ein religiöses Vorurtheil die Aerzte schon der Leichname der Hospitäler beraubte und sie sich zu ihren anatomischen Zwecken an den Leichen der Mißthäter begnügen müßten.

„Das ließe sich Alles hören, erwiderte er und zum erstenmal in seinem Leben machte ihn die Furcht bescheiden, wenn ich ein schöner Mensch wäre.“ Man gab ihm zur Antwort, daß freilich niemand seine große Häßlichkeit in Zweifel ziehen könne, daß aber die Schönheit eines guten anatomischen Kadavers nicht in dem richtigen Ebenmaße der Züge bestünde, weil diese Wissenschaft sich nicht bei der Schaale aufhielte; sondern daß im Gegentheil die etwas monströses Subject einem Anatomiker um so willkommener wäre. Poinfinet's Einbildungskraft erbebt bei Anhörung aller dieser Possen; schon wähnte er die Schneide des Schabemessers zu fühlen. Seine verwirrten und empörten Gedanken, der Aufbruch in seinem Blute, das Entsetzen, das in seiner ganzen Gestalt ausgeprägt war, machten endlich die Gesellschaft fürchten, daß sie den Spass zu weit getrieben habe. Man sah sich also nach einer Mittelsperson um, die man aus der Menge der Spaziergänger im Garten wählte und mit ein paar Worten von ihrer Rolle und der ganzen Geschichte unterrichtete. Diese Person kündigte dem kleinen Manne nach vielen Umschweifen und Bedingungen nicht eine Begnadigung, was einen zu plötzlichen und gefährlichen Eindruck auf ihn hätte machen können, sondern einen Aufschub an, der ihn wieder in Freiheit setzte. Zugleich verschwand auch sein Wächter. Allein Poinfinet traute dem Aufschub nicht und in der gewissen Ueberzeugung, der Mörder des Offiziers zu sein, fürchtete er, daß man ihn über kurz oder lang wieder fest nehmen möchte. Er beschloß daher auf der Stelle abzureisen. Man hielt ihn nur mit Mühe zurück, indem man ihm vorstellte, daß eine solche übereilte Flucht ihn nothwendig noch verdächtiger machen müsse, daß er sicher von Spionen umgeben, und der Steckbrief, in dem er so genau beschrieben, bereits an die Beamten der Barrieren gesandt sei; daß man ihn also sogleich erkennen und anhalten würde. Poinfinet gestand endlich, daß man Recht habe. Er wünschte der Gesellschaft wohl zu schlafen und schwur, daß morgen ihm dieser Steckbrief nicht mehr hinderlich sein solle.

Die Natur war nichts weniger als freigebig gegen ihn gewesen; er verdankte ihr weiter nichts, als ein schönes, blondes Haar. Er borgte von dem Schreiber eines Notar's eine große schwarze Perücke, und verbarg darunter seine blonde Kopfhülle. Gleichzeitig schwärzte er sich mit gebranntem Kork und Del die Augenbraunen und zog einen alten schwarzen Rock des Schreibers an, der ihm aber als Schlafrock hätte dienen können, denn der Schreiber war groß und Poinfinet klein. In diesem Aufzuge besuchte

er einen der Verbundenen, der an seinem gestrigen Abenteuer Theil genommen hatte. Dieser stellte sich, als erkenne er ihn nicht, und Poinfinet wußte sich darob vor Freude nicht zu fassen.

Um ihn aber endlich die Augen über seine ungegründete Furcht zu öffnen, bat man ihn zu einem Abendessen, bei welchem sich der vorgebliche Crempy der Marschälle von Frankreich, der ihn arretirt hatte, die Person welche ihm seine Freiheit ankündigte, und endlich sogar der furchtbare Offizier, dessen Mörder er zu sein wähnte, in Person befanden.

Poinfinet blieb so verblendet, daß er nicht allein den todtten Offizier nicht erkannte, sondern ihm selbst erzählte, wie er das Unglück gehabt habe, ihn durch eine fürchterliche Quarte über den Arm zu Boden zu strecken. Man stelle sich die Verwunderung der Anstifter dieser lächerlichen Scene vor. Sie beschlossen also den kleinen Mann, da er durchaus nicht enttäuscht sein wollte, bei seinen Visionen zu lassen, und einer flüsterte dem Crempy so laut zu, daß Poinfinet es hören mußte: ob wirklich die ganze Sache beigelegt, und Poinfinet außer Gefahr sei? Der vorgebliche Crempy that, als ob er sich nicht positiv zu antworten getraue; bekannte aber, daß Poinfinet wohl thun würde, noch einige Vorsicht zu brauchen, und besonders die Verkleidung nicht sobald abzulegen, in die er sich verummumt haben solle!

„Aber, fuhr der Fragende fort, wenn man erzführe, daß unser Freund unter einer schwarzen, häßlichen Perücke die schönen blonden Haare versteckt, die ihn in dem Steckbriefe so kenntlich machen, — könnte das nicht von neuem Veranlassung zu einem Verhaftsbefehl geben?“ Der Crempy erwiderte, daß dadurch wirklich wieder Alles aufgerührt werden könne. Bei diesen Worten hielt Poinfinet, der das Gespräch gehört hatte, nicht länger an sich, sondern rief im kläglichen Ton: „Ach, meine Herrn, ich habe Alles gehört; es ist nur zu wahr, daß diese verdammten Haare mich in's Unglück stürzen können; ich bin ihre Aufopferung meiner persönlichen Sicherheit schuldig.“ Zugleich warf er seine Perücke von sich, und that den ersten Schnitt mit der Scheere in seine Haare. Die ganze Gesellschaft beeiferte sich, ihm beizustehen und schor ihn in kurzer Zeit zum völligen Kahlkopf. Da der Crempy mit Hand anlegte, so dankte ihm Poinfinet auf das Verbindlichste und sagte leise zu seinen Freunden: „Da seht ihr, daß jeder Stand seine Viedermänner hat, dieser ehrliche Mann ist selbst behülflich, mich der Strenge des Gerichts zu entziehen, dessen Diener er ist. In meinem Leben werde ich diesen Zug der Menschlichkeit nicht vergessen!“

Die Zeit enträthselte endlich, nicht ohne Mühe, dem Helden dieses tragi-komischen Possenspiels, den Betrug mit dem Morde, dessen er sich aus Eitelkeit gerne Lebenslang schuldig geglaubt hätte. Da er aber demungeachtet den Umgang mit jenen Spöttern nicht entsagte, so ging er blindlings in alle Fallen, die sie ihm legen wollten.

Eines Tages wurde er zu einem Diner eingeladen, das bei einem Schweizer der Tuilleries gegeben wurde. Man hatte an dem Rockschöße eines der Gäste, den Poinfinet zum erstenmal sah, einen großen gelben Schlüssel mit goldenen Schnüren und

Schleifen befestigt, und Poinfinet, als er diese Auszeichnung erblickte, machte sich sogleich eine hohe Vorstellung von dem Stande dieses Herrn, den man für einen Grafen und ersten Kammerherrn des Königs von Preußen, Friedrich des Großen ausgab. Bei Tische fragte einer der Anwesenden den Grafen, ob man ihn, ohne eine Indiscretion zu begehen, ersuchen dürfe, der Gesellschaft bekannt zu machen, was ihn bewogen habe, nach Paris zu kommen? Der Graf antwortete mit geheimnißvoller Miene, daß bloß Reiselust und Neugier der Zweck seiner Reise sei. Der andre bat um Verzeihung, eine Frage gethan zu haben, die allerdings äußerst unbescheiden wäre, fügte aber zugleich gegen die Gesellschaft gewandt hinzu, daß ein Mann von den Verdiensten des Herrn Grafen, sein Vaterland gewiß nicht ohne wichtige Ursache verlassen werde.

Der Kammerherr schien nun offener zu werden zu wollen und gestand endlich, daß er wider Willen einen sehr delicates Auftrags habe übernehmen müssen. Er bestünde darin, für den Sohn des Königs von Preußen, — der doch, wie bekannt, keine Kinder hatte, — einen französischen Erzieher zu suchen, der im Stande wäre, die großen Hoffnungen, zu welchen der junge Prinz berechtigt, auszubilden und Verdienste genug besäße, eine Stelle zu bekleiden, die ihm die ehrenvollsten und glänzendsten Aussichten eröffne. Die Gesellschaft war erstaunt, daß die Wahl des Königs nicht sogleich auf Voltaire, Montesquieu oder d'Alembert gefallen sei. Der Graf räumte die Verdienste dieser großen Männer ein, führte aber verschiedene Gründe an, welche ihrer Wahl entgegenstünden. Jeder der Anwesenden schlug nun eine passende Person für jene Stelle vor, aber bei der Wahl eines jeden wurden Schwierigkeiten aufgeworfen. Endlich sagte einer, er kenne jemand, welcher alle zu einer solchen Stelle erforderlichen Eigenschaften im hohen Grad besitze, wenn Sr. Majestät nur nicht an seine zu große Jugend Anstoß nehmen werde. Der Graf antwortete, sein Herr, der König, lasse sich nie durch Vorurtheile blenden. Hierauf nannte ihm jener Poinfinet, als einen Mann von den ausgedehntesten Kenntnissen und Verdiensten, den der Graf gewiß dem Rufe nach kennen werde. Der Graf erwiderte, daß man in Berlin sehr viel von Herrn Poinfinet spräche und daß sogar in Potsdam eine charmante Operette von ihm zwei und zwanzig mal hintereinander, unter beständigem Applaudiren des Königs, gegeben worden sei; kurz, daß er, der Kammerherr des Königs, sich außerordentlich glücklich schätze, die Bekanntheit dieses ausgezeichneten Schriftstellers zu machen.

Man denke sich die Zufriedenheit und das Entzücken des kleinen Mannes, als er von sich und seinen Arbeiten mit solchen, seiner Einbildung ganz angemessenen Lobsprüche reden hörte. Man stellte ihn dem vermeintlichen Grafen vor. Dieser erhob sich von der Tafel und fiel dem entzückten Dichter um den Hals, indem er sich Glück wünschte, daß das Ungefähr ihm so wohl gewollt und er dem Prinzen seines Königs einen Hofmeister von solchen Verdiensten verschafft habe. Man fing nun an, alle die Würden, Ehrenstellen und Vorzüge aufzuzählen, wozu der Gouverneur des Kronerben gelangen könne.

Dem kleinen Manne schwoll bei dieser Aufzählung der Ramm gewaltig, und die Anwesenden machten ihn noch aufgeblasener, indem sie sich im voraus seiner Protection empfahlen. Wenig fehlte, daß Poinfinet nicht schon den Protector des Grafen selbst spielte. Man fragte den Grafen, ob seine Vollmacht auch unumschränkt sei, und ob der König auch seine Wahl billigen werde? Er gab zur Antwort, daß von dieser Seite nicht allein nichts zu befürchten wäre und alles seine Richtigkeit hätte, sondern daß er auch zum Beweise auf der Stelle, laut dem angemessensten königlichen Befehl, dem neuen Herrn Hofmeister mit dem königlichen Orden des Verdienstes bekleiden wolle. Er holte ein großes, gelbes Band aus der Tasche und hing es Poinfinet um. Der Freudentaumel des neuen Ritters, dem die ganze Gesellschaft mit dem größten Respect begegnete, ist nicht zu beschreiben. Er zeigte sich vierundzwanzig Stunden hindurch mit dem gelben Bande auf allen öffentlichen Promenaden von Paris, versprach allen Personen seiner Bekanntheit, denen er begegnete, seine Protection und war auf das festeste überzeugt, der Hofmeister eines Prinzen zu sein, der gar nicht existirte.

Unter Poinfinet's Freunden, die ihm so übel mitspielten, war einer vorzüglich beschäftigt, ihm einen Streich nach dem andern zu spielen. Derselbe sah einst einen berühmten Zahnarzt seine Wohnung verlassen, um seinen Geschäften nachzugehen. Er ging sogleich in dessen Haus und verlangte, mit dem Taschentuch vor dem Munde, jenen zu sprechen. Die Frau des Zahnarztes bedauerte, daß ihr Mann soeben ausgegangen sei, und wunderte sich, daß ihn der Patient nicht noch auf der Treppe angetroffen habe. Der Herr mit dem Taschentuch that außer sich vor Schmerz und schien untröstlich über sein zu spät kommen. Er bat um die Erlaubniß sich setzen zu dürfen, klagte unaufhörlich über das entsetzliche Zahnweh und unterbrach seine Klagen von Zeit zu Zeit durch Ausrufungen des Schmerzes.

„Aber, mein Herr,“ sagte die Frau mit dem Ausdrucke des lebhaftesten Mitleidens, „Sie hätten auch nicht bis auf die letzte Stunde warten sollen.“ „Ach, Madame,“ erwiderte der Andere, „ich bin der unglücklichste Mensch unter der Sonne. Bei mir muß der Schmerz seinen Kulminationspunkt erreicht haben, wenn ich mich zum Ausziehen eines Zahns entschließen soll. Wohl zwanzig Zahnärzte habe ich schon holen lassen, aber sobald ich sie erblicke, ist vor Schreck mein Zahnweh und auch mein Entschluß verschwunden.“

„Aber wahrhaftig, mein Herr, da sind Sie peinlicher als wir, denn selbst die empfindlichsten Damen lassen sich einen Zahn ziehen, wenn er ihnen wehe thut. Der Schmerz ist unbedeutend und währt nur einen Augenblick.“

„Sie haben vollkommen Recht, Madame, ich habe mir das Alles hundertmal gesagt, allein ich habe das Unglück gehabt, einem Zahnarzt vom Lande in die Hände zu fallen, der mir einen Zahn im Munde abbrach und mich höllenmäßige Schmerzen leiden ließ. Mit der Zeit bin ich so kleinmüthig geworden, daß ich mich selbst schäme. Ach Madame, Sie glauben nicht, was ich ausstehe! Wäre ich nur

so glücklich gewesen, Ihren Herrn Gemahl zu Hause zu treffen!" —

"Es wird ihm äußerst leid thun, mein Herr! Bei ihm haben Sie übrigens so etwas nicht zu befürchten, niemand ist geschickter in seiner Kunst und wird vom Publikum mehr in Anspruch genommen, als mein Mann!" Hierauf begann die gefällige Frau, dem vermeintlichen Kranken zu seinem Trost die Geschichte alle der Zähne zu erzählen, die ihr Mann, seit Beginn seiner Praxis als Zahnarzt gezogen hatte. Sie nannte ihm eine Menge Personen, die ihre Zähne einzig der Geschicklichkeit zu verdanken hätten, mit welcher ihr Mann ihre Zahnlücken durch ein elfenbeinernes Gebiß zu ersetzen wüßte.

So wünsche ich mir Glück, Madame, daß mich der Schmerz in Ihr Haus getrieben hat; ich werde mich an keinen andern als Ihren Mann wenden. Ich will noch geduldig diesen Abend leiden; aber ich bitte Sie, daß Ihr Herr Gemahl wo möglich morgen früh vor fünf Uhr zu mir kommt und ein wenig Mitleid mit meiner Schwachheit hat. — Der verfluchte Zahn! ach Gott! welch eine Nacht werde ich haben! — Ach, es ist der letzte Zahn, oben in der linken Kinnlade. Zehn Luisd'or gäbe ich dem, der mir ihn ohne großen Schmerz und ohne daß ich es wüßte, auszieht. Aber ich kenne mich, kaum werde ich Ihren Herrn Gemahl zu Gesicht bekommen, so werde ich wieder ein Kind sein. Ich bin wohl gar im Stande, es steif und fest zu läugnen, daß ich Zahnweh habe oder gehabt habe, weil bei mir die Vorstellung von einem größern Uebel, das Gefühl des Schmerzes auf einen Augenblick verdrängt.

Aber schicken Sie ihn ja zu mir, und setzen Sie ihn von meiner Jaghaftigkeit vorher in Kenntniß. Er wird freilich viel Geduld mit mir haben müssen, allein es soll seinen Schaden gewiß nicht sein!" — Hierauf gab ihr der verstellte Kranke nicht sein, sondern des unglücklichen Poinfinet's Adresse.

Den andern Morgen mit dem Schlag fünf Uhr ermangelte der Zahnarzt nicht, sich in Poinfinet's Wohnung einzufinden. Sein Anklopfen erweckte das ganze Haus und er verlangte den vermeintlichen Patienten zu sprechen, den er in tiefem Schlummer antraf. Er sagte, daß sich das Uebel während der Nacht ein wenig gelegt haben könne, daß der Schmerz aber gewiß wieder von neuem beginnen werde. Bei dem Geräusch, das er im Zimmer machte, erwachte Poinfinet, rieb sich die Augen und fragte, was zu seinen Diensten stehe?

"Mein Herr, ich bin der Zahnarzt!" —

"Zum Teufel, ich habe keinen nöthig!"

"Ja, ja, ich verstehe Sie schon, aber ich gehe doch nicht. Die Ruhe, die Sie jetzt genießen, ist nur augenblicklich und kann nach den heftigen Schmerzen die sie gestern hatten, nicht anders als ungesund sein."

"Was wollen Sie mit Ihrem gestern? Ich habe gestern so wenig Zahnweh gehabt, als heute."

"Mit nichts! Sie litten sehr stark! Doch zum Glück bin ich vorbereitet. Aber wahrhaftig Sie sind mehr Kind, als ich mir vorgestellt habe. Ueberlegen Sie doch, daß es kaum eine Secunde währt und ermannen Sie sich!" Bei diesen Worten öffnete der Zahnarzt sein Besteck, frante alle seine Instrumente

aus, und schwang vor den erschrockenen Augen des kleinen Mannes den furchtbarsten Pelikan, der je den Widerstand des aller rebellischsten und am besten verschanzten Zahns gebrochen hatte. Bei diesem Anblick überließ dem armen Poinfinet ein Fieberschauer.

"Aber, mein Herr, so hören Sie doch; ich sage, ich wiederhole, ich schwöre es Ihnen, es thut mir kein Zahn weh!"

"Erlauben Sie mir wenigstens ihn zu sehen," erwiderte schlaue der Zahnarzt, "vielleicht braucht der Zahn nur plombirt zu werden; das ist eine Operation, die nicht den mindesten Schmerz verursacht, und oft das hartnäckigste Zahnweh gehoben hat. Ich bitte, machen Sie den Mund auf."

"Aber zum Teufel! ich sage Ihnen, ich habe kein Zahnweh! ich bedarf Ihrer Hülfe nicht! ich kenne Sie nicht!"

"Sie sollen mich schon kennen lernen, Sie sollen sehen, ob ich meinen Ruf verdiene. Ich bitte Sie, machen Sie nicht so viel Umstände: wie können Sie glauben, daß ich Ihnen einen Zahn wider Ihren Willen ausziehen werde?"

Der kleine Mann, der noch halb schlaftrunken war, und nicht recht wußte, ob er das Alles träume, öffnete endlich den Mund, um den Ueberlästigen los zu werden. Der Zahnarzt, dem seine Frau gesagt hatte, daß der kranke Zahn der letzte in der linken obern Kinnlade sei, faßte ihn mit seinem Instrument, das er in der Hand verborgen hielt, drückte mit der andern Hand stark gegen Poinfinet's Stirne und zog den Zahn aus, indem er freudig rief: "Da ist er! Sie werden nicht über meine Ungeschicklichkeit klagen können. Spülen Sie sich den Mund aus und versuchen Sie wieder einzuschlafen. In einigen Stunden werde ich wieder kommen."

Auf das entsetzliche Jammergeschrei des Leidenden, kamen Vater und Mutter und begegneten dem Zahnarzt auf der Treppe, der, stolz auf seine Operation ihnen zurief: "Er ist heraus! ich habe ihn von seinen Schmerzen befreit."

Einige Tage nach dem traurigen Zahnabenteuer, traf Poinfinet in einer Gesellschaft einen Menschen an, der einige Taschenspielerstückchen und Kartenkünste mit ziemlicher Fertigkeit zu machen wußte. Poinfinet, der immer so neugierig und fremd mit den bekanntesten Dingen war, wie ein Kind, sah diesen Künsten mit einer ehrfurchtsvollen Aufmerksamkeit zu, welche den Anwesenden sehr komisch dünkte.

"Wer ist der Herr?" fragte er den Freund, der ihn in dem Hause eingeführt hatte.

"Ich könnte Ihnen, antwortete der Gefragte geheimnißvoll, "sehr interessante und wichtige Dinge über ihn entdecken, wenn Sie ein Geheimniß besser zu bewahren wüßten."

Poinfinet gelobte die strengste Verschwiegenheit. "Wissen Sie also," fuhr der andre fort, "daß er nicht so heißt, wie man ihn hier nennt, sein wahrer Name ist Acosta. Es ist ein portugiesischer in der Rabala erfahrener Jude, der aus Lissabon vor der Inquisition hat flüchten müssen. Er kann ungläubliche Sachen machen. Aber der Herr des Hauses würde sehr verlegen sein, wenn man auswärtig davon spräche, aus Furcht, die Polizei möchte sich

hinein mischen, und ihm und dem Fremden Ungelegenheiten verursachen."

"So ist wirklich etwas wahres an der Kabala?" fragte Poinfinet. "Ich weiß nicht, was ich davon denken soll, meine Gewohnheit ist, nichts dieser Art weder geradezu zu läugnen, noch zu behaupten: aber so viel ist gewiß, daß ich diesen Juden in meiner Gegenwart habe Wunderdinge thun sehen."

Poinfinet war nun hinlänglich vorbereitet und sein Freund unterrichtete heimlich und auf das Schnellste die Gesellschaft von der Leichtgläubigkeit des kleinen Mannes, und auf welche Weise er sie zur Belustigung der Anwesenden zu benutzen gedente. Man setzte sich zu Tische und Poinfinet erhielt seinen Platz zwischen dem vermeinten Magiker und seinem Freunde. Man erlaubte sich nicht den mindesten Scherz mit ihm, um ihn nicht auf den Verdacht zu bringen, daß man sich auf seine Kosten lustig machen wolle. Gegen die Mitte der Mahlzeit aber fragte sein Freund plötzlich, und mit der natürlichsten Bewunderung, wo Poinfinet sei? Jedermann that eben so erstaunt und antwortete: Das ist doch sonderbar, man hat ihn gar nicht weggehen sehen. Ist ihm vielleicht nicht wohl geworden? Die Bedienten stellten sich, als ob sie ihn suchten. Alle schienen erstaunt über sein Verschwinden und niemand würde es mehr gewesen sein, als Poinfinet selbst, hätte ihm der Magiker nicht einen Stoß mit dem Fuße gegeben und zugezischelt: Sprechen Sie kein Wort, lassen Sie mich nur machen, Sie sollen noch ganz andere Dinge sehen! Die Gesellschaft meinte endlich, daß Poinfinet, als ein häuslicher ordentlicher Mann, während des Gesprächs sich weggeschlichen haben müsse, um zur Zeit zu Hause zu sein. Man sprach nicht weiter von ihm und redete über gleichgültige Dinge. Endlich kam der Herr des Hauses wieder auf Poinfinet zu sprechen, sagte sehr viel Böses von ihm und bat seinem Freund ernstlich, ihn nicht wieder in sein Haus zu bringen. Dieser that sehr pikirt darüber und behauptete, daß Poinfinet ein guter Gesellschafter und ein Mann von Verdiensten und Talenten sei, der keiner Gesellschaft Schande mache. Poinfinet, der sich unsichtbar glaubte war entzückt, sich so verteidigt zu hören.

"Wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig, raunte er dem Magiker zu, ohne Sie würde ich nie meine wahren Freunde haben kennen lernen!"

Der Herrenmeister gelobte ihm Schutz und Trug gegen alle seine Widersacher, und setzte hinzu, um ihm einen Beweis seiner Macht zu geben, wolle er über die Anwesenden einen Geist des Wahnsinns bringen, der ihn gewiß belustigen solle. Alle hatten dies Gespräch mit angehört, stellten sich aber, als hätten sie nichts vernommen. Dem zu Folge that jedermann so verrückt, wie möglich. Man behauptete vor Rauch zu ersticken, ungeachtet kein Funken Feuer im Kamin war; einer forderte zu trinken und man präsentirte ihm eine Serviette; ein anderer ergriff die Tabacksdose statt der Flasche mit Del zum Salat etc. Der kleine Mann hatte eine unbeschreibliche Freude, er glaubte sich nun endlich für alle die Streiche gerächt, die man ihm gespielt hatte. Den Gästen schmeckte weder Essen noch Trinken mehr, sie fanden Alles schlecht. Der Freund Poinfinet's,

der wie erzählt neben ihm saß, schenkte sich ein großes Glas Wasser ein, als ob es Rothwein wäre, kostete davon, fand ihn abscheulich und schüttete das ganze Glas dem kleinen Mann in's Gesicht, der dadurch nur noch mehr in der Idee seiner Unsichtbarkeit bestätigt wurde, was ihm außerordentlichen Spas machte. Die ganze Gesellschaft wollte den abscheulichen Wein auch versuchen und Poinfinet wurde in einer Fluth von Wasser gebadet, weil jeder sein Glas auf seinen Platz ausgießt, den man als ledig annimmt. Ein Paar der ihm zunächst Sitzenden, stellten sich, als ob sie uneinig würden, und geriethen ins Handgemenge, wobei denn Poinfinet alle Püffe und Ohrfeigen empfing. Aber er buldete Alles mit der Ruhe eines Fakirs, und war mehr von seiner Unsichtbarkeit geschmeichelt, als über diese kleine Unannehmlichkeiten aufgebracht, die er als redende Beweise auslegte, wie wenig man seine Gegenwart ahnde.

Das Gerücht von diesem Abenteuer verbreitete sich durch ganz Paris und viele Gesellschaften verlangten nach einer Vorstellung der Komödie des unsichtbaren Poinfinet's. Sobald deswegen Abrede getroffen war, erschien Poinfinet mit seinem magischen Freund in der Gesellschaft die sich dies Schauspiel geben wollte und niemand that als ob man ihm gewahr würde. Man führte die ernsthaftesten Gespräche, und seiner wurde nie mit einem Worte gedacht. Bei Tische war nie für ihn gededt. Er setzte sich mit dem Magiker auf einen Stuhl, und aß von seinem Teller. Manchmal wunderte man sich dann über den ungeheuren Appetit Acosta's, der für zwei aße: die Leichtgläubigkeit Poinfinet's und sein blindes Vertrauen auf den Zauberer übersteigt allen Glauben. Es würde zu weitläufig werden, wenn man in die Details aller der dadurch veranstalteten Mystificationen eingehen wollte.

Eine hübsche Frau, welche mit einem der unbarmherzigsten Spötter, die Poinfinet seine Freunde nannte, in einem Hause wohnte, brannte vor Begierde Augenzeuge einer Mystification zu sein.

"Es hängt nur von Ihnen ab," erwiderte der Nachbar. "Sie sind schön, Madame, und Poinfinet ist sehr eitel. Ich werde die Ehre haben, Ihnen den Herrn vorzustellen. Begegnen Sie ihm etwas zuvorkommend, und er wird glauben, daß Sie in ihm verliebt sind. Er wird Sie um eine Zusammenkunft bitten, die Sie ihm nicht abschlagen müssen. Das übrige überlassen Sie mir, und ich stehe Ihnen für einen äußerst komischen Auftritt."

Alles wurde auf diese Art veranstaltet. Poinfinet's Liebesgeständniß blieb nicht aus, er fand Gehör, nur wurde ihm Verschwiegenheit, besonders gegen seinen Freund, der ihn vorgestellt hatte, empfohlen, der, wie schon erzählt wurde, die ganze Sache verabredet hatte. Poinfinet versprach, das größte Schweigen über sein Glück zu beobachten, brach es aber noch denselben Abend, und zwar gegen denselben Freund, der namentlich von der Rolle des Vertrauten ausgeschlossen war. Der Tag des Rendezvous wurde bestimmt, und an demselben Tag eine große Badewanne in das Vorzimmer der Dame, aber hinter eine spanische Wand gesetzt, damit ihr Anblick Poinfinet nicht argwöhnisch machen

möchte. Er speiste den Abend bei der Dame, deren ihm als wild und jähzornig geschilderter Mann verweist war. Poinfinet war in der besten Laune und außer sich vor Entzücken. Plötzlich ertönt im Hofe ein durchdringender Pfiff!

„Ach, mein Gott!“ rief die erschrockene Dame, „das ist mein Mann! Ich glaubte, er würde die Nacht in Versailles zubringen. Was fangen wir nun an? wo verberge ich Sie? — Da draußen steht noch zum Glück die Badewanne meines Mannes hinter der spanischen Wand; steigen Sie da hinein: ich will die Lichter auslöschten, und Sie hernach hinauslassen.“

Poinfinet, am ganzen Leibe vor Angst zitternd, schlüpfte in die Badewanne; die Dame löschte die Lichter aus, und macht ihrem andonnernden Manne die Thüre auf.

„Ei, mein Schatz,“ sagte sie indem sie ihm umarmte, „ich erwartete Dich nicht so bald.“

„Es hätte wenig gefehlt,“ antwortete er in einem brüskten Tone, „daß Du mich nie wieder zu sehen bekommen hättest: im Boulogner Holze griffen mich drei Spizbuben an und wollten mich berauben, allein zweien habe ich das Lebenslicht ausgeblasen und der dritte lief davon. Aber zum Teufel, so gieb mir doch Licht, mein Degen ist ganz blutig und ich will die Klinge nicht rosten lassen.“

„Licht, mein Schatz? ich habe keins, das letzte Stückchen ist eben verbrannt, und die Magd ist schon zu Bette. Ich dachte, Du legtest Dich auch nieder, und kleidetest Dich einmal im Dunkeln aus, Du wirst müde sein.“

„Nein, nein ich muß Licht haben. Ich sehe, daß unser Nachbar im dritten Stock noch auf ist, ich will ihn bitten, mir ein Licht zu borgen.“ Zugleich öffnete er ein Fenster und schrie aus Leibesträften dem Nachbar zu, ob er ihm nicht mit Licht ausbelfen könne. Der Nachbar kam mit dem brennenden Lichte herunter, ging durch das Vorzimmer, in welchem die Badewanne stand, und hinein zum Manne. Dieser begann nun, ungeachtet seine Frau klagte, daß ihr vor Schlaf die Augen zufielen, dem Nachbar die ganze Geschichte mit dem Spizbuben-Anfall so haarflein zu erzählen, als ob er die ganze Nacht daran zubringen wolle.

„In Wahrheit,“ rief der andre, „Sie haben von Glück zu sagen. Einer gegen drei.“

„Und wenn ihrer Zehn gewesen wären! antwortete der Mann. Sie kennen mich noch nicht. Ich habe mich nicht einmal meiner Doppel-Pistolen bedienen wollen.“

„Der Teufel! das ist ein schönes Gewehr! sagte der Nachbar und that als ob er die Pistolen betrachtete. Sie haben sie wohl noch nicht lange?“

„Ich habe sie erst diesen Morgen in Versailles gekauft. Sie kosten mir nicht mehr als drei Louisd'or.“

„Das ist ein Spottgeld! Aber sie sind geladen. Sie müssen Sie ausziehen. Der Schuß kann eingeroftet sein und sie können springen.“

„Sie sind auch gar zu besorgt: ich will sie gleich in Ihrer Gegenwart zum Fenster hinauschießen. Ich kann Pulver riechen.“

„Du wirst doch vernünftig sein,“ fiel ihm die Dame in's Wort, und keine solche Streiche anfangen?“

„Willst Du die ganze Nachbarschaft aufwecken und glauben machen, daß hier Mord und Todschlag geschähe?“

„Die Pistolen sollen mir keine Minute länger geladen bleiben, unterbrach sie der Mann, es ist Wasser in der Badewanne, ich will sie hineinschießen, ich habe immer gehört, ein Schuß in's Wasser knalle nicht. Es kommt auf eine Probe an.“

Die Thüre des Zimmers stand offen und Poinfinet hörte jedes Wort von dieser angenehmen Unterredung. Der Mann bestand auf dem Experimente, allein endlich redeten es ihm der Nachbar und die Frau aus. Die Doppel-Pistolen, die gar nicht vorhanden waren, wurden in einen Schrank geschlossen, der Nachbar wünschte gute Nacht, und der Mann begab sich nach langen Weigerungen zu Bette. Sobald er zu schnarchen anfing, ging die Frau zu Poinfinet, der vor Kälte und Angst wie ein Fieberfranker klapperte, und bat ihn, sich eiligst wegzubeggeben. Poinfinet ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern rannte, von Frost geschüttelt, hinauf zu dem guten Freunde, der ihn bei der Dame eingeführt hatte, und der der Anstifter dieses Abenteuers war.

Poinfinet erbt von seiner Tante ungefähr tausend Thaler. Da er in seinem Leben noch niemals im Besitz einer so großen Summe gewesen, so fragte er alle seine Freunde, wie er seinen Schatz am besten anlegen könne? Man schlug ihm vor, sich die eben vacant gewordene Stelle des Feuerschirmers der innern königlichen Gemächer zu kaufen. Die Functionen dieser Stelle fuhr man fort, beständen darin, die Beine des Königs vor der heftigen Hitze zu schützen, wenn Sr. Majestät sich wärmten, indem man zwischen Sr. Majestät und dem Kamin träte. Man machte ihn auf die Vorzüge und Vortheile aufmerksam, die mit dieser Stelle verknüpft wären, wozu noch die Ehre käme, so nahe um den König und so oft mit ihm allein zu sein. Ein Mann, von Poinfinet's Kopf und mit dem Amte des Feuerschirmers bekleidet, könne sich gegründete Hoffnung machen, dereinst von Einfluß zu werden, und vielleicht später das Staatsruder zu führen.

Poinfinet wollte auf der Stelle nach Versailles, und sich in Besitz dieses wichtigen Amtes setzen. Man stellte ihm jedoch vor, daß er erst einen Versuch machen müsse, ob er auch den Obliegenheiten gewachsen sei. Der König pflege starkes Feuer im Kamin zu brennen, was den Beinen des Feuerschirmers oft sehr empfindlich sei. Zwar gewöhne man sich mit der Zeit daran, die Haut verhärte sich nach einigen Monaten Übung, und da Poinfinet nicht sehr zart gebaut sei, so werde es bei ihm noch weniger Ueberwindung kosten: indessen wolle man ihm doch empfehlen, zuvor einige Zeit in die Lehre zu gehn. Poinfinet entschloß sich sogleich die Proben zu beginnen. Man ließ ihn also vor ein großes Kaminfeuer treten, das seine Waden sengte und ihm bis auf die Knochen brannte. Er schnitt vor Schmerz fürchterliche Gesichter, zu nicht geringer Unterhaltung der Zuschauer, bis sie endlich Mitleid mit ihm hatten und ihn bewogen, es bei dieser einzigen Prüfung bewenden zu lassen.

Was Poinfinet am meisten an die Gesellschaft seiner Freunde band, war, daß er sich nicht ent-

halten konnte, die mehrsten ihm gespielten Streiche selbst drollig zu finden. Waren sie einem andern gespielt, er würde darüber kaum so viel haben lachen können. Ueberdies hatte man ihn überredet, daß er, nach so langen Leiden, bald selbst von dem Grade eines Novizen zu dem eines Mystivictrenden befördert werden solle. Man versicherte ihm, daß das Ende dieses Noviziats ganz nahe sei, daß dann die Reihe an einen andern kommen, und er sich über diesen eben so lustig machen werde, wie man sich bisher über ihn gemacht habe. Diese gewisse Hoffnung fettete ihn unauf löslich an die Gesellschaft der Spötter, und seine Ueberzeugung war so groß, daß, als das Haupt der Gesellschaft zu ihm sagte,

daß die Zeit seiner Aufnahme nun gekommen sei, er öffentlich auf dem Pont neuf vor ihm niederkniete, die Hand sich auslegen ließ, und nun in den Orden der Mystificateurs aufgenommen zu sein glaubte. Allein noch an demselben Tage empfing er das Diplom als Mitglied der Akademie von Petersburg, eine Ehre, die er ganz seinen Verdiensten angemessen fand, und da man ihm sagte, daß er der Akademie russisch danken müsse, so nahm er einige Zeit Unterricht in dieser Sprache, lernte aber statt russisch Bas-Breton.

Poinfinet machte im Jahr 1769 eine Reise nach Spanien und ertrank im Guadalquivir beim Baden. —
Albert Czerminski.

Der Epheustock.

Eine Fabel für einen trinkenden Dichter.

Ein Dichter pflegte einen Epheu,
Der um sein einsam Fenster rankte,
Und als des Zimmers schönste Zierde
Im reichen Blätter-schmucke prangte.

Da fiel einst unserm Dichter ein,
Ob es nicht sollte möglich sein,
Durch Gießen, fleißiges Begießen
Und immer wieder frisches Gießen,
Den Epheu so empor zu treiben,
Daß er nicht bloß die Fensterscheiben,
Nein, auch das Zimmer überziehe,
Im Winter wie im Sommer blühe
Und der Behausung Feierstille
Mit magisch-grünem Schatten fülle!

Gedacht, gethan. Es wird begossen.
Und, siehe da! der Epheu schießt,
Er schießt empor bis an die Decke. —
Ist es nicht gut, wenn man begießt?
Und immer weiter wird begossen,
Begossen, daß die Dielen flößen.

Allein nach wenig kurzen Wochen

Denn: Ein Dichter soll sich niemals mit Wasser befassen, weder mit gebranntem noch ungebranntem!

Stewert.

Beginnt das Epheublatt zu gelben. —
Was macht man da? Man macht so weiter,
Man trinkt ihn, man begießt denselben.
Und wie am Baum zur Zeit des Herbstes,
So welkt und fällt das Epheublatt,
Und bald sieht man nur noch die Ranken,
Wo einst das Blatt gefessen hat.
Das Blatt, die schönen grünen Blätter,
Durch die die Sonnenstrahlen fielen,
Sie liegen gelb und welk am Boden
Und Crete legt sie von den Dielen.
Verfault sind alle seine Wurzeln;
Der ganze Stamm ist abgestorben: —
Das hat das Tränken und Begießen,
Das viele Gießen hat's verdorben!

* * *

Bewund'rer hast du wohl, mein Freund,
Doch hast du auch gestrenge Richter;
Ach, lieber Doktor Kranichfeld,
Begieße nicht, wie dieser Dichter;

Gedichte von Alexander Kaufmann.

1.

Ich bin dir ferne — da steigen
Viel Wolken am düsteren Ort;
Ich denke an dich — da schweigen
Die grollenden Stürme sofort.

Ich bin dir ferne — und machtvoll
Schäumt über das dunkelnde Meer;
Ich denke an dich — und prachtvoll
Zieht Wogenleuchten einher.

Es ist mir bei dir als thue
Ein innerer Laut mir kund:
Leg' ab deine Wanderschuhe,
Denn heilig ist dieser Grund!

2.

„Mein Leben!“ nenn ich dich — doch nein, mein Leben
Wogt stürmisch oft von Wetternacht umgeben;
Mit dir an Lieb' und Huld so Ueberreichen
Darf ich mein armes Leben nicht vergleichen.

Ein schön'res Bild, wo find' ich's? „Meine Seele!“
Doch gleich dem Leben ist auch sie voll Zehle,
Verstimmten Lauts, verlockt auf falschen Gleisen —
Als meine Seele darf ich dich nicht preisen!
Sei „meine Blume“, die ich liebend bege,
Bei Tag und Nacht mit gleicher Sorge pflege,
Sei meine Rose, blüh' empor, gedeihe,
Als Königin in deiner Schwestern Reihe —
Der Gärtner, der sie pflegte, tritt zufrieden
Zurück ins Dunkel, ward ihr Glanz beschieden!

3.

Wenn die Stürme den Wald umziehn,
Schütteln sich rings die Blätter;
Die sich halb verschämt noch fliehn,
Küssen sich jetzt im Wetter.

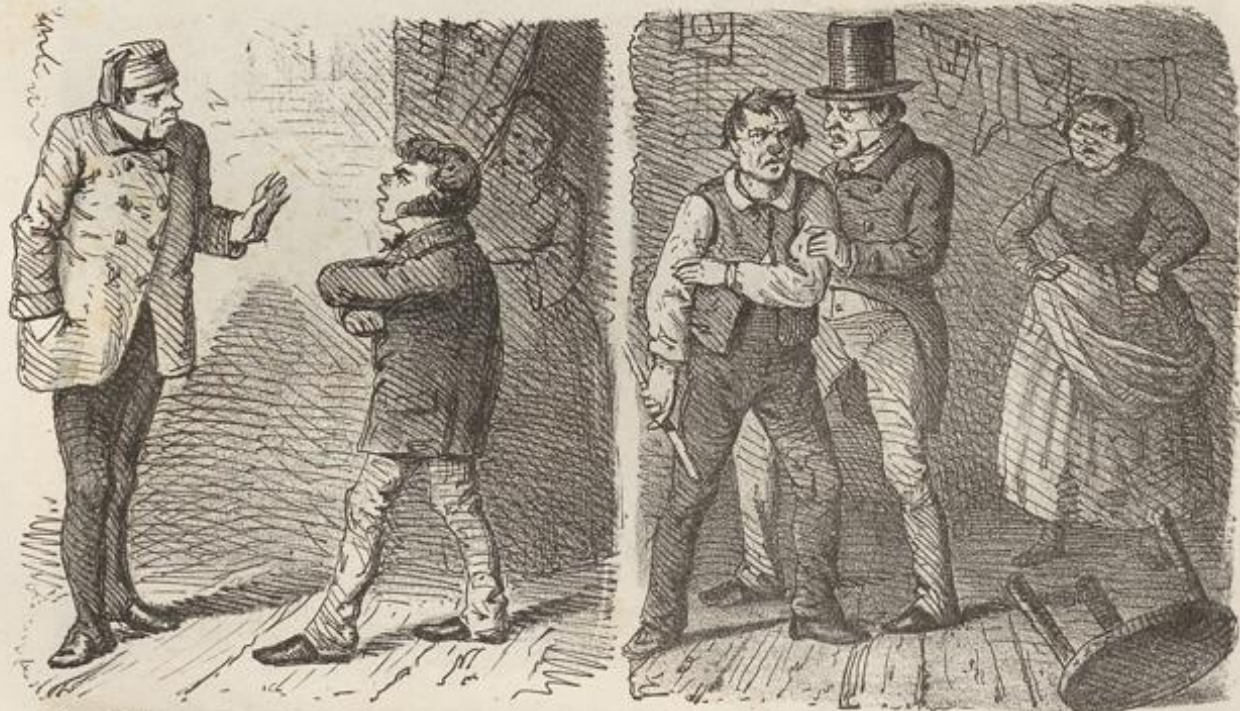
Sage nicht, du Menschenkind,
Wenn auch Stürme toben:
Wirft noch Wetter und Brausewind
Als Erretter loben!



Veder. Dat kunn ik woll drieste seggen: „De Kähl was so dumm, so dumm, — volle so dumm as uhfen Herr Holtermann hier.
 Holterm. Wat segget Se doh, Herr Veder, wat segget se doh? — Veder. Ik segge dat jo so vergliekungswiese! —
 Holterm. Ah, soh! — Dat wull ik mi anners auf sehr verbidd hebben. —



„Na bleib nur derweil recht brav und fleißig, da erleb ich noch die Freud', daß du mei Leichenred hältst!“



Seidem Sie kleiner Knirps mein Schwieger-
sohn geworden, ist der Teufel los im Hause!
„Kleiner Knirps? Was konnte denn Ihre Toch-
ter mit lumpige zweitausend Thaler Groß haben?“

Schämt Ihr Euch nicht, Ihr wollt Eure Frau
prügeln? — „Ja, Herr Piesemeier, aus ärztliche
Gründe! Der Doktor hat ihr ein niederschlagendes
Mittelchen verordnet!“



Nu sag 'mal Lubeken, willst du nicht deine Frau ooch malen lassen? — „Ne, det wer' ick wol bleiben lassen!“ — Wo so? — „Man soll den Deibel nich an de Wand malen!“



Na beruhigt Euch Freund, Eure Frau ist todt, daran ist nichts zu ändern, aber der Gedanke muß Euch trösten: Sie ist im Himmel und genießt die ewige Ruhe!
Ruhe? Ne Herr Pastor, wo mein Cathring hinkommt is es aus mit die Ruhe!



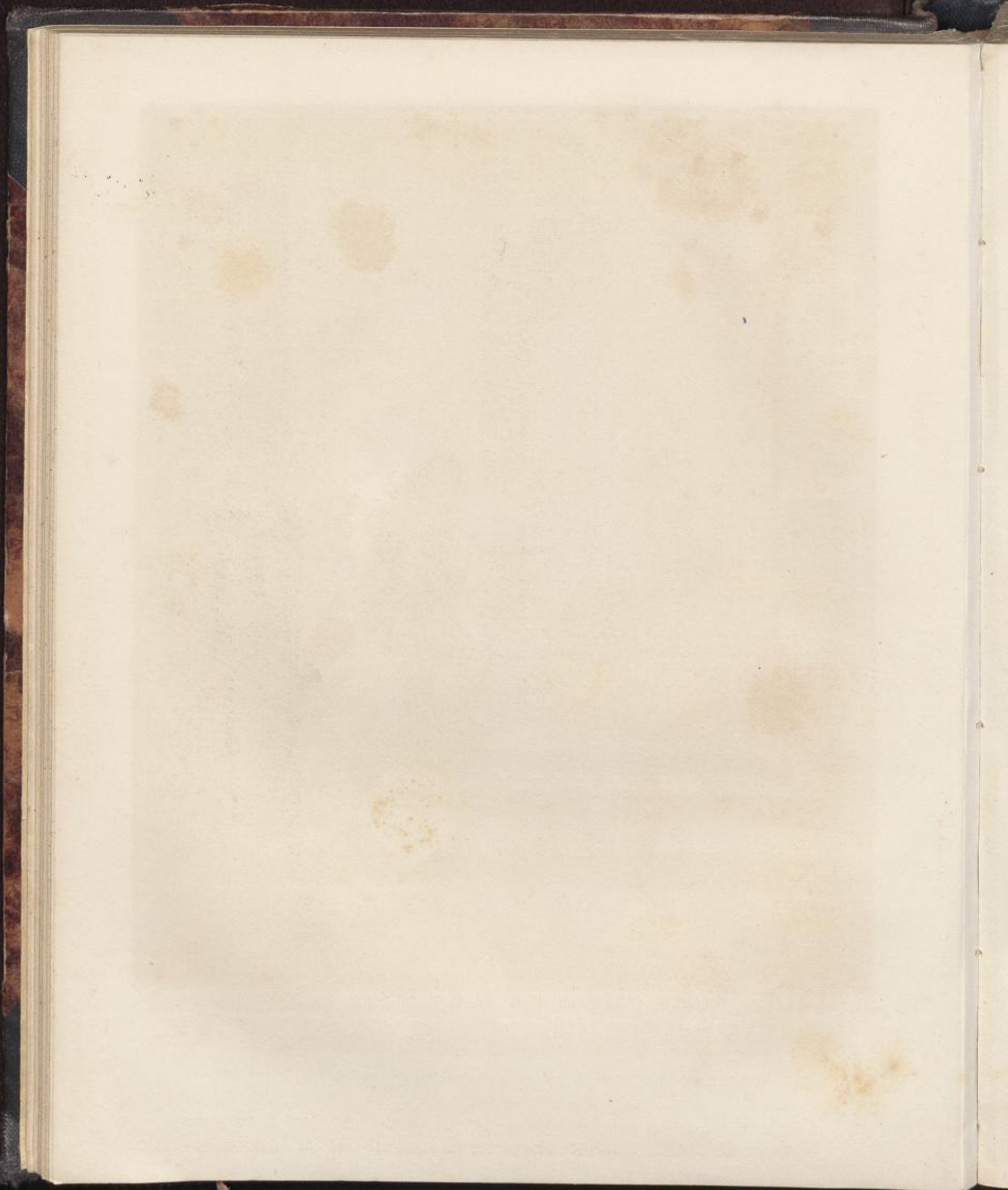
„Sogleich Sie singen alles vom Blatt, Herr Tenorini, singen Sie auch dieses!“ — Aber Herr Josephsohn, das ist ja eine Sonate von Beethoven? — „Beethoven? Desto besser! Um so mehr werde ich Ihnen bewundern!“



Sehner! Aufgehaut, pulst auch die Bader auf, streicht auch die Saure in's Gesicht, jetzt kommt ein Sparadenarsch!

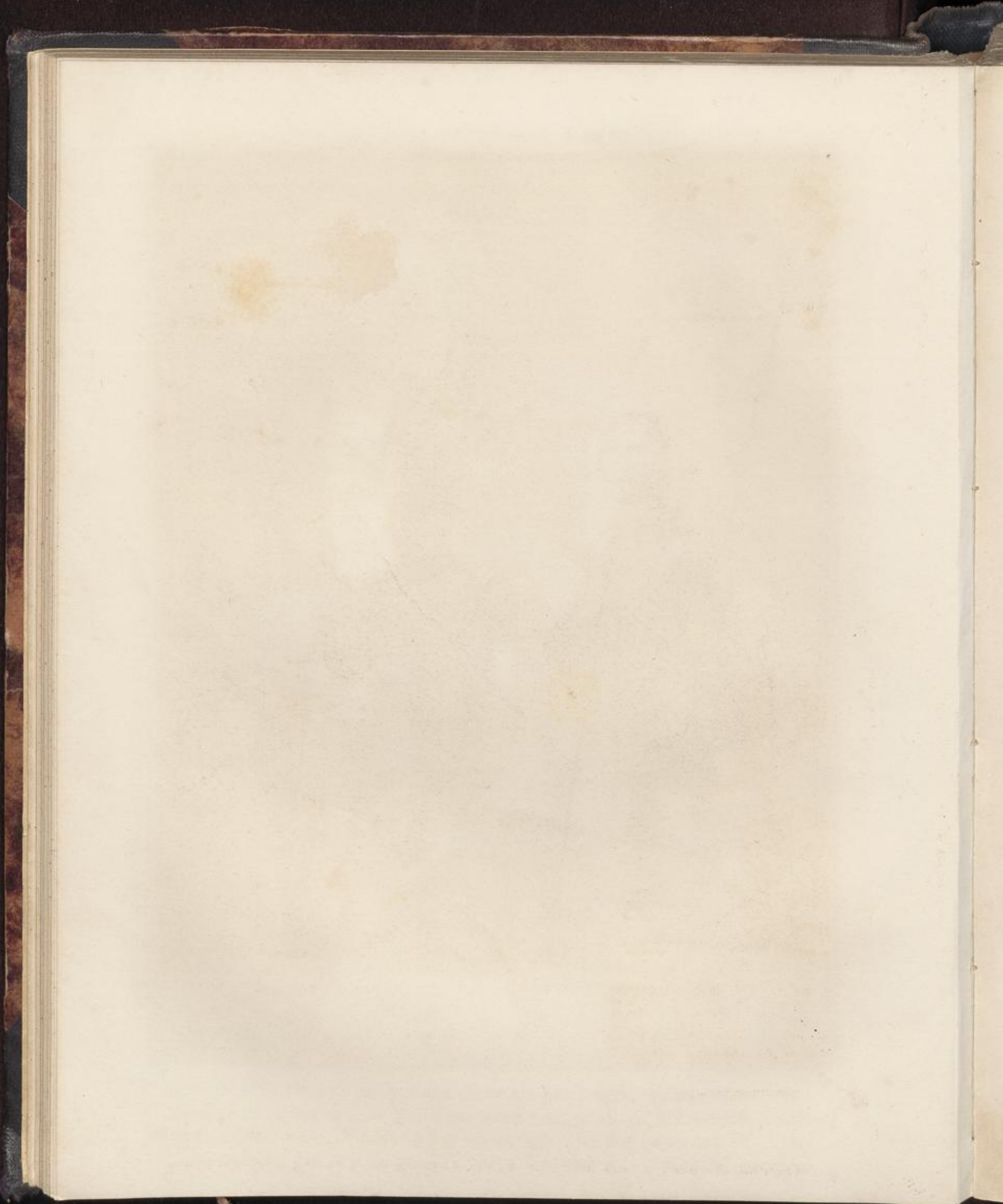


Sahd, Herr Postillgon, lost mech doch dä Bref en öhre Breefkaste donn.





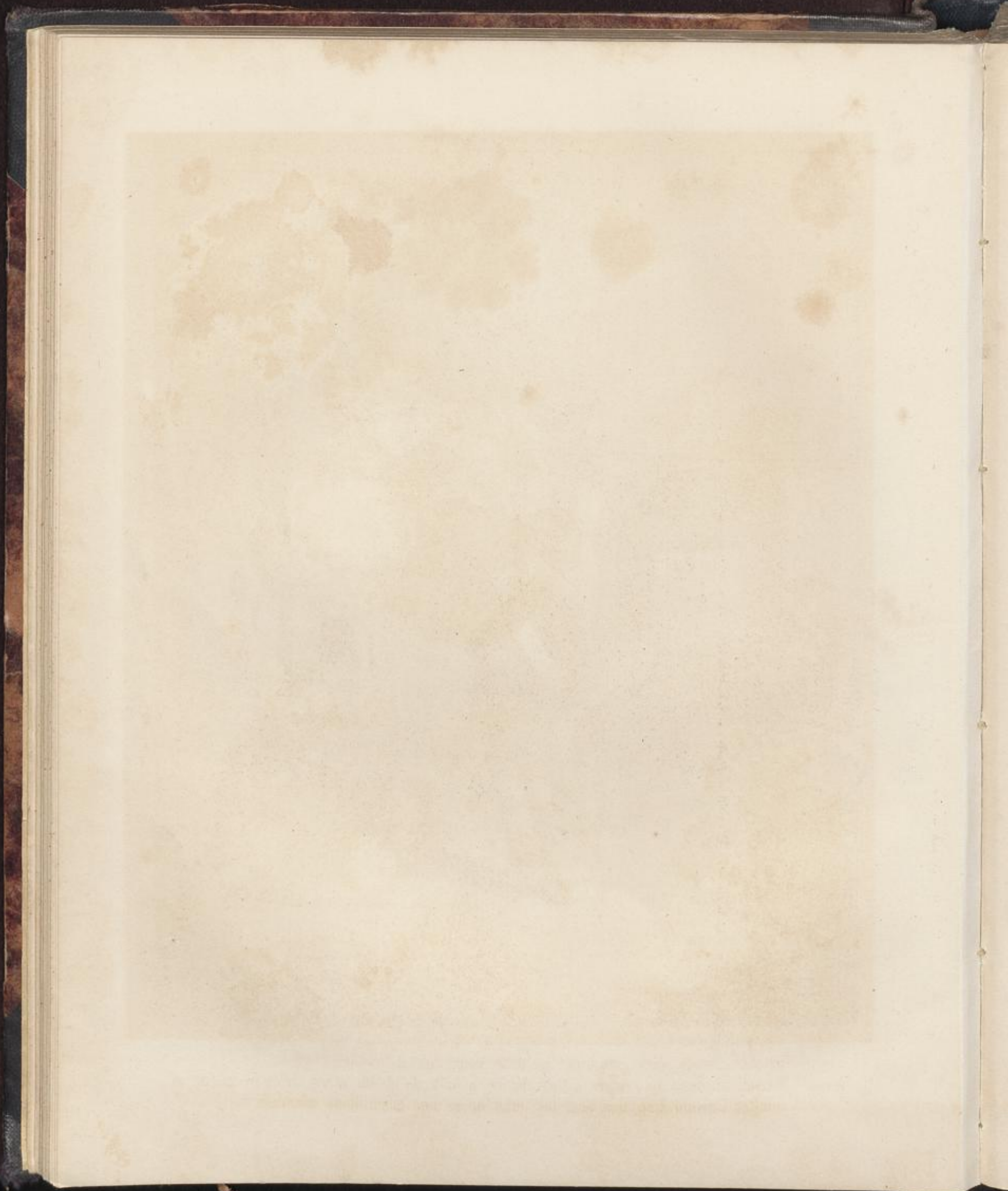
Herr Professor, he es mingé Jung, dä wollt ech Üch en de Lehr geve, dä well absolut Möler wäde. — „So solieber Mann denn fragt es sich zuerst, ob er Talent hat?“ „Nä dat weefs ech nit. — Ja warum soll er denn Künstler werden was bestimmt Sie dazu?“ „Ja seht, dat es esu, dä Jung hät e su fingé Jeknöchs. (fein Knochen)





Lith. Inst. v. Arnz & C^o in Düsseldorf.

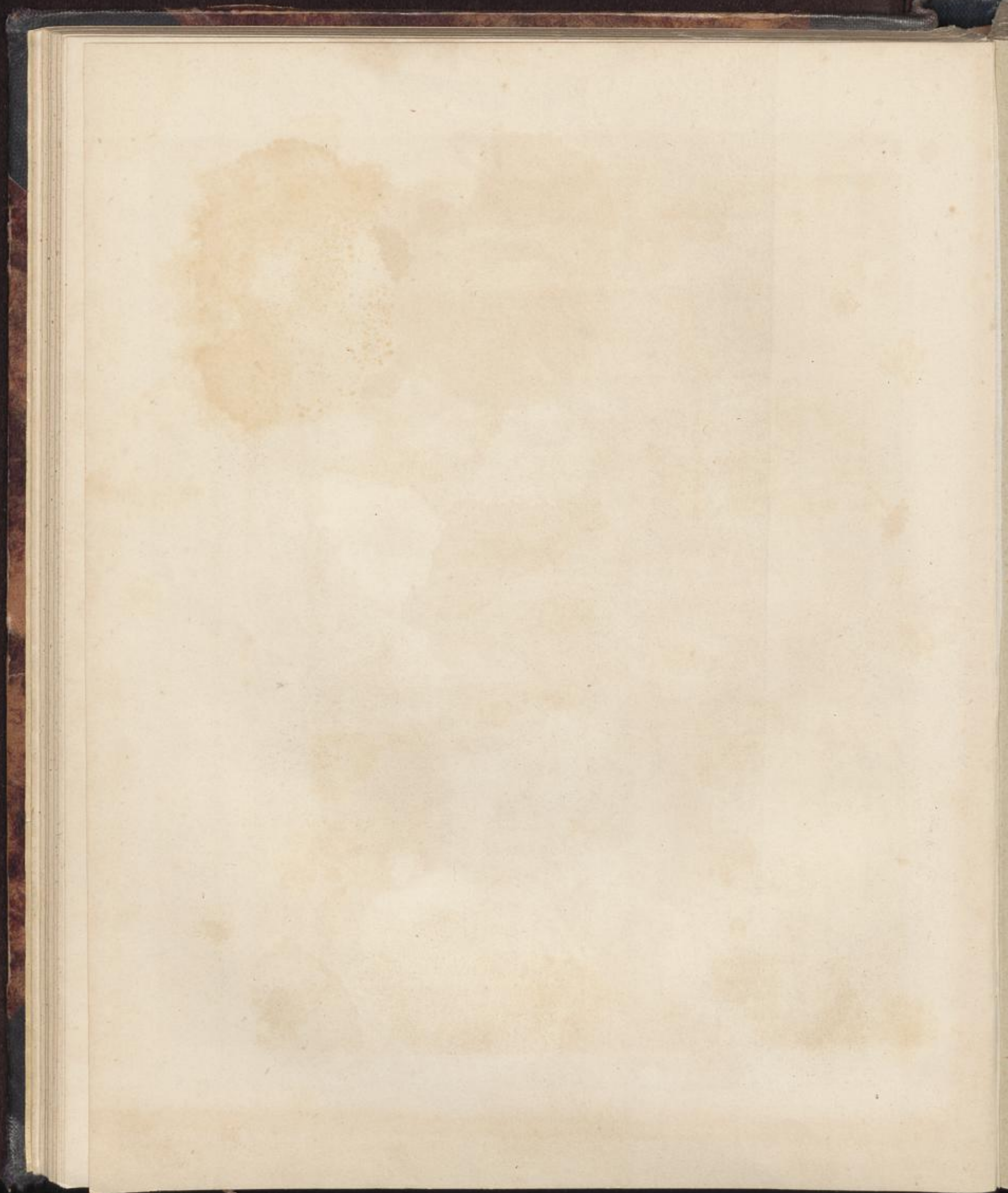
Pastor — „**Wilhelm**, schon wieder betrunken — habt Jhr denn noch gar nie an Etwas Höheres gedacht ?
Orgeldreher, „**En Doch** — wenn ick mi nor so wiet rutmaken könnte, dat ick so een kleenes Karussel hädde .

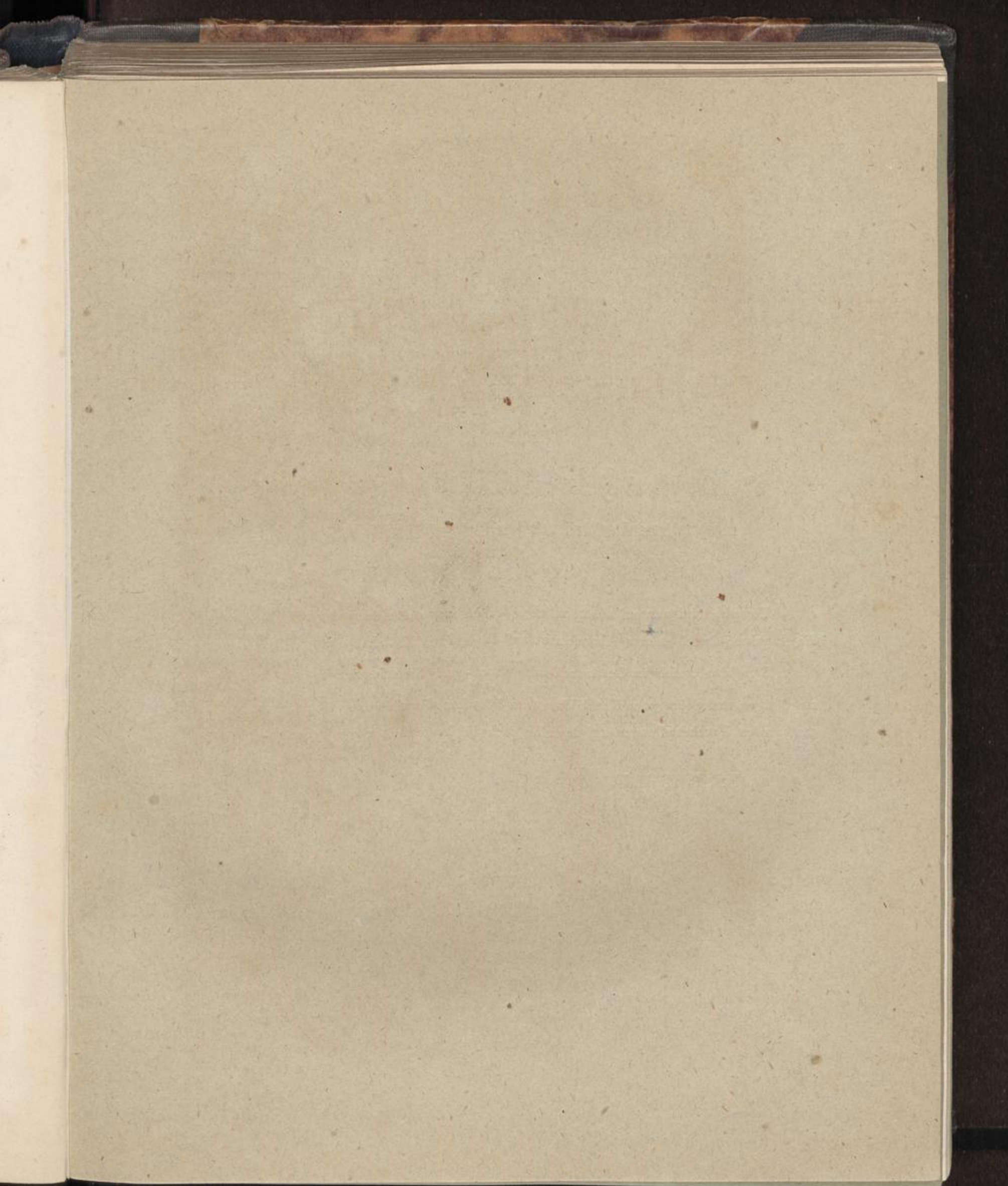




Lith. Jnst. v. Arnz & Co. in Düsseld.

Drickes — mak vöran, do löppt ne doller Honk, schiefs ! schiefs !
Drickes: Meenst du denn, du dumme Lotterbube, de Schufs, de ick nu verzig Jahre in Ehren in
mingen Gewehr han, den wöd ick jetzt op so 'nen dollen Honk afschiefe ?





Mit diesem Hefte wird ausgegeben:

Die Gratis-Prämie für die Abonnenten des X. Jahrgangs

d a s

verschmähte Mittagsmahl

lithographirtes Kunstblatt nach dem Original-Gemälde von

F. W I E S C H E B R I N K.

Dieselbe wird nur auf ausdrückliches Verlangen verabreicht und verpflichtet die Annahme derselben zum Abonnement auf den ganzen X. Jahrgang.

Man bittet, sich in den betreffenden Buch- und Kunsthandlungen von der sorgfältigen und gelungenen Nachbildung des hübschen Genrebildes zu überzeugen, und werden Nachbestellungen auf dasselbe noch auf kurze Zeit angenommen.

DÜSSELDORF.

ARNZ & COMP.